Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 1. 11. 1936 | Nr. 43

Die Leistungen unserer Volksgruppe

auf geistigem Gebiet.

Deutsche Bücher aus Polen seit 1919.

Von Alfred Lattermann.

I.

Gerade in der Buchwoche empfiehlt es sich wohl einmal, einen kurzen Überblick über die eigene Leistung unserer Volksgruppe in Polen auf geistigem Gebiet zu tun. Er ist auf Anregung von Dr. Kurt Lück an Hand des vorjährigen Ausstellungsverzeichnisses zur 50-Jahrfeier der Historischen Gesellschaft Posen zusammengestellt, so daß eine spätere genauere Darstellung an anderer Stelle vorbehalten bleiben muß. Die Anordnung des genannten Verzeichnisses ist jedoch schon genauer gegliedert, auch ist es schon stark ergänzt worden. Erwähnt sei, daß die Werke von Männern, die aus dem jetzigen Polen stammen oder lange darin tätig waren, es aber vor oder bald nach dem Wechsel der Staatshoheit verlassen haben (z. B. Franz Lüdtke, Theodor Wotschke, Manfr. Laubert), nicht mitberücksichtigt worden sind, sondern nur solcher Verfasser, die noch mindestens längere Zeit in unserm Gebiet ansässig waren oder es noch sind. Hinweise auf Auslassungen werden an meine Anschrift in Posen (Poznań. Działyńskich 10) erbeten, aber nur von selbständig erschienenen Werken, nicht kurzen Aufsätzen.

Eine Darstellung des deutschen **Pressewesens** fällt aus dem gesteckten Rahmen. Vom Verband der Dt. Redakteure in Polen ist ein Almanach der Dt. Presse in Polen (Kattow. 1930. Kattow. Buchdruckerei u. Verl. AG) erschienen.

Neben den Zeitungen hatten wohl die größte Auflage

die Jahrweiser.

Der von der Diakonissenanstalt Posen herausgegebene alte „Evang. Volkskalender" wurde weitergeführt und konnte 1935 seinen 75. Jahrgang herausbringen. Als sein Gegenstück im gewissen Sinne entstand der „Kath. Volkskalender" des VDK (Kattow. ab 1925, „Oberschl. Kurier"). Der alte kirchlich-evang. „Hausfreund-Volkskalender" (Warschau, Miethke) wandelte sich allmählich etwas, nachdem 1926 der bewußt deutsche „Volksfreundkalender" (Lodz. Libertas) entstanden war. Beide werden hauptsächlich in Kongreßpolen gelesen. Im ehem. preuß. Gebiet erschien 1919 erstmalig (Bromb., Dittmann) der „Deutsche Heimatbote in Polen" (seit 1922 Posen, Kosmos), der früher überwiegend schöngeistige Beiträge brachte und mit dem neuesten Jahrgang von der DV herausgegeben wird. Seit 1920 gibt das „Landwirtschaftl. Zentralwochenblatt" den „Landwirtschaftlichen Kalender für Polen" (Posen) heraus, der auf dem Lande beliebt ist. Seit 1935 erscheinen neu der „Wolhynische Volkskalender" (Lutzk, Atlas) und der der JDP „Arbeit und Ehre". Für die evg. Jugend bestimmt ist seit 1927 der Jugendgarten" (Pos., Lutherverl.). Wieder eingegangen sind der „Pommereller Landbote" (Dirschau, Helios 1925—28) und ein in Birnbaum herausgegebener Heimatkalender. Von

Zeitschriften

wurden zunächst von der Historischen Gesellschaft Posen (HG) die „Historischen Monatsblätter für die Prov. Posen" z. T. unter etwas verändertem Titel bis 1923 fortgeführt und dann von 1924—31 durch die Kulturmonatsschrift „Deutsche Blätter in Polen" (DB) ersetzt. Diese und die ungefähr ihr entsprechende oberschlesische „Schaffen und Schauen" (Kattow., Verband dt. Volksbüchereien, abgekürzt VB) von 1924—34 wurden zusammengelegt zu den „Dt. Monatsheften in Polen" (DM), 1934—35 von VB, dann HG herausgegeben, während in der „Deutschen wissenschaftlichen Zeitschrift für Polen" (HG seit 1923) mehrere Vorkriegszeitschriften aufgingen. Diese neueren berücksichtigten schon das gesamte Deutschtum in Polen. An Jugendzeitschriften erschienen nur zeitweise „Die Biene" (Pos.) und „Zelte im Osten" (Lodz, Lib.), ferner „Der Pflug" (1924—28), meist von Jugendlichen selbst geschrieben, ferner für die Jugend das „Jugendland" (Bromb., Dittmann, seit 1926). Z. Zt. erschienen „Kinderland" und „Der Kamerad" (Bromb., Johne).

Geschichte des Deutschtums

sind besonders die von V. Kauder herausgegebenen grundlegenden großen Werke Kurt Lück: Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens (VB 1934) und Walter Kuhn: Deutsche Sprachinselforschung (VB 1935) mit Stolz zu nennen, an kürzeren Arbeiten Heinz Heckel: Das Deutschtum in Polen (Bln., Schutzbundverl.) und das Sonderheft der „Dt. Blätter" von Fried. Heidelck: Die Stellung der Deutschen in Polen (DB 6,2). Für die abgetretenen Gebiete des alten Posen und Westpreußen vom gleichen Verfasser: Das Deutschtum in Pommerellen und Posen (DB 4,5). Das Dtm. in Westpr. u. Posen (Bln. 1927 u. 35, Dt. Schutzbundverl.). Die dt. Ansiedlungen in Westpr. u. Posen (Brsl. 1934, Priebatsch). Herm. Rauschning: Die Entdeutschung Westpreußens u. Posens (Bln. 1930, Hobbing). Walter Maas: Die Entstehung der Posener Kulturlandschaft (HG 1927). Schlesien betrifft das von V. Kauder herausgegebene große Sammelwerk: Das Deutschtum in Poln. Schlesien (VB 1932), von W. Kuhn stammt: Die dt. Besiedlung Oberschlesiens (VB 1933—4), ein Sonderheft betrifft auch das Dtm. in Ostschlesien (DB 3,3). Betreffs Kongreßpolen Adolf Eichlers Buch: Das Deutschtum in Kongreßpolen (Stuttg. 1921, Ausland- u. Heimatverl. AG), sowie das von Aug. Müller: Preußische Kolonisation in Nordpolen u. Litauen (Bln. 1928, Curtius), die erste Stammesaufgliederung von Alb. Breyer: Dt. Gaue in Mittelpolen (DM 1,10), ferner die Sammelsonderhefte der gleichen Zeitschrift (2, 5—6 u. 3, 3—4), aus den „Dt. Blättern" drei (1,5; 2,3; 3,5), weiter die statistischkritische Studie von Andr. Mückler: Das Dtm. Kongreßpolens (Wien 1927, Deuticke), ferner für den Südostteil K. Lück: Die dt. Siedlungen des Cholmer u. Lubliner Landes (VB 1933), ebenso wie das folgende Werk mit vielen volkskundlichen Angaben. Das Gegenstück für Wolhynien ist Karasek-Lück: Heimatbuch der Deutschen Wolhyniens (VB 1931) nach einem ersten Sammelsonderheft (DB 3, 11—12). Für Galizien ist ebenso grundlegend W. Kuhns Buch: Die jungen dt. Sprachinseln in Galizien (Münster 1930, Aschendorff). Er hat auch eine Bevölkerungsstatistik des Dtms. in Gal. (Wien 1930, Springer) geliefert. Ein Sammelwerk ist das Gedenkbuch zur Erinnerung an die Einwanderung der Deutschen in Gal. vor 150 Jahren (HG 1931). Von P. Max Weidauer stammen: Bilder aus der Geschichte der Dt. in Kleinpolen.

Friedrich Just: / Der Wandale.

VI. Nachbarschaft.

Am andern Tage ist Thing geboten. Voller Erregung eilen alle thingwürdigen Männer herzu. Die Flucht ist so geheim geschehen, daß niemand etwas davon weiß.

Fridubalth eröffnet das Thing. „Da mein Sohn Friduger auch Blut vergossen hat, frage ich euch, ihr Sippen der Wandalen, wen ihr zur Leitung des Things und Findung des Spruches an meiner Statt erküren wollt."

Stille.

Wisimar der Alte hebt die Hand. „Wandalen, zu unserem Führer Fridubalth haben wir Vertrauen. Er wird auch gegen seinen Sohn Friduger das Urteil sprechen, wenn er davon überzeugt ist, des sind wir gewiß. Darum brauchen wir keines anderen unter der Thingeiche."

> **In der „Woche des Deutschen Buches" ergeht an jeden einzelnen in unserem Volk der Ruf, im Schrifttum unsere Zeit, ihre Gaben, ihre Aufgaben und ihre großartige Schönheit zu begreifen. Für uns Deutsche waren seit jeher Werktage und Festtage auch Tage mit Büchern! Unsere neue Gemeinschaft hat uns gelehrt, die Liebe zum deutschen Buch gemeinsam zu bekennen; was nur noch Sache des einzelnen schien, wieder zum Erlebnis des ganzen Volkes zu machen!**
>
> **So ist unser Bekenntnis zum Buch zugleich ein Programm: Alle zum Buch Berufenen und alle vom Buch Gerufenen erneut zusammenzuführen!**
>
> Hanns Johst.

Zusammenschlagen von Waffen und Schilden stimmt allerseits den Worten des alten Thingweisen zu.

Fridubalth erhebt sich: „Blut ist vergossen worden, Blut von Blutsgenossen untereinander. Wir haben über Blut und unsere Blutsgenossen zu richten. Thrasamund und Friduger sind nicht mehr in unserem Blutbanne. Sie sind in die Fremde gegangen, so hat mir am frühen Morgen mein Sohn Theudofrid berichtet, um dem Thing die Befriedung zu erleichtern. Ich erkläre mich bereit, für Geilarik den Geilingen Wergeld zu leisten. Das Thing hat aber zu entscheiden, ob über die beiden Blutvergießer die Acht auszusprechen ist."

Die Erklärung Fridubalths von der Flucht der beiden Töter hat wie ein Blitz in die Versammlung eingeschlagen. Das ist bisher noch nicht geschehen, daß Sprossen solcher Geschlechter freiwillig die Gemeinschaft verlassen haben. Die Hundinge und Geilinge stecken die Köpfe zusammen.

Das starre Schweigen unterbricht Gelimer, einer der Jungen. Er hebt die Hand. Fridubalth erteilt ihm das Wort, und Gelimer beginnt: „Wandalen, was Thrasamund getan hat, ist nicht ehrlos, sondern ehrenhaft. Ein jeder von uns würde genau so gehandelt haben. Die Ehre einer Jungfrau darf niemand antasten, und vor allem darf keine Verdächtigung an unsere Seherin sich heranmachen. Nicht Achtung, sondern Ehrung verdient Thrasamund. Und Friduger dazu. Wer ebenso denkt wie ich, schlage die Waffen zusammen." Begeistert schlägt das Jungvolk den Speer gegen den Schild, und die Alten tun's ebenso.

Der weise Witharith tut nun seinen Spruch: „Die Jugend hat eben recht gesprochen. Wir Alten hätten's in unserer Jugend nicht anders getan. Darum soll kein Wort der Achtung über Thrasamund und Friduger auf dem Thing laut werden. Das Blut aber darf nicht ungerochen in den Acker eindringen, sonst ist unsere Ehre und unsere Gemeinschaft verdorben. Die beiden Töter haben unseren Blutbann verlassen, Wergeld ist geboten, darum hat Blutrache kein Recht, und die Sippen der Hundinge und Geilinge werden gebeten, das Wergeld anzunehmen und die Gemeinschaft mit den Sippen der Töter zu bewahren."

Da springt Thrasager auf. „Wandalen, zu meiner Schande habe ich vorhin gehört, daß mein Sohn Thrasamund — ich kann das Wort nicht in den Mund nehmen, aber ich muß es — daß mein Sohn Thrasamund geflohen ist. Er hat im Saale gehandelt, wie ein Mann voll Ehre handeln muß. Er hat sich mit seinem Schwert vor die Ehre einer Jungfrau gestellt. Antastung jungfräulicher Ehre kann nur mit Blut geahndet werden. Ich freue mich, daß ich in einer Ordnung des Pflügens und Sichelns noch einen Schwertschlag gehört habe. Ich verweigere darum das Wergeld."

Nach diesen Worten macht sich die mühsam verhaltene Erregung der Versammlung in heftigen Worten Luft. Zusammenschlagen der Waffen begehrt gegen Murren auf. Die Hundinge dringen gegen die Thrasinge vor. Die Wisinge und Witinge springen zwischen die beiden. Es droht zu Streitereien und Tätlichkeiten zu kommen.

Da schlägt Fridubalth mit dem Schwert auf den Stein und gebietet mit machtvoller Stimme Thingfrieden.

„Ihr Sippen der Wandalen! In meinem Hause ist das Blut vergossen worden, für die Ehre meiner Tochter. Um des Friedens unseres Stammes willen hat Thrasamund das Opfer des Elends auf sich genommen. Da will ich nicht schlechter sein. Ich erkläre mich bereit, den Hundingen für Hundimir das Wergeld zu zahlen. Friede soll sein in unserer Heimat."

Nach einer Pause des Erstaunens über dies bisher unerhörte Angebot dröhnen die Speere an die Schilde. Nur Thrasager und seine Sippe rührt keine Hand.

Die Hundinge und Geilinge erklären sich einverstanden, der Blutrache zu entsagen und Wergeld zu nehmen. So wird das Thing geschlossen, und der Friede ist gerettet.

*

Die kommenden Tage bringen die Alltäglichkeit.

Mit einem Male geht aber wieder die Erregung durch die Siedlung. Fridubalth beginnt zu pflügen und zu säen. Die Wintersaat wird bestellt. Nun wird's also voller Ernst mit der Seßhaftigkeit.

Die Hohinge und Gundinge folgen ihrem Führer mit Freude und Eifer. Und bald sproßt die neue Saat.

Thrasagers Zorn aber steigt auf die Höhe, als er von der Wintersaat erfährt. Und die Hundinge und Geilinge suchen ihn im Schimpfen über Fridubalth und seine „Knechte" zu übertrumpfen. In Bösendorf reißen die Trinkgelage und das Würfelspiel gar nicht mehr ab, weder bei Tag noch bei Nacht.

*

Thrasager hat in großzügiger Weise sein Vieh weiden lassen, wo und wie es ihm beliebte. An Grenzen seiner Nachbarn hat er sich nicht gehalten. Obwohl jeder Sippe ein besonderes, umgrenztes Gebiet zugeteilt worden ist, haben die Gundinge sich nicht so strenge ihrer Grenzen angenommen, wenn es ihnen auch wenig gefallen hat, daß Thrasagers Vieh ihre eigene Weide schmälerte. Sie kennen die Heftigkeit und Starrköpfigkeit ihres Nachbarn und wollen mit ihm in Frieden leben.

Als aber das Gras auf den Wiesen an der Weichsel abgefressen ist und die grüne Wintersaat auf den Höhen sproßt, läßt Thrasager sein Vieh auf dem Saatfelde seiner Nachbarn weiden. Gunderik, das Sippenhaupt der Gundinge, ist empört. So wird seine Mühe und seine Freude vernichtet! Denn was das Vieh nicht abgefressen, hat es mit den Füßen zertrampelt. Was soll er tun? Nun, das Nächste ist es, daß er mit seinem Nachbar redet. Er macht sich auch sofort auf den Weg zu Thrasagers Lagerplatz. Der empfängt ihn freundlich. Nach der üblichen Einleitung des Gesprächs von Wetter und von der Jagd bringt Gunderik mit aller Behutsamkeit sein Anliegen vor. „Wir sind allzeit Waffengefährten und gute Kameraden im Kampf und auf der Fahrt gewesen und haben bisher rechte Nachbarschaft gehalten. Darum komme ich auch zu dir, nicht um Klage zu erheben oder Schadenersatz zu fordern, sondern um jede Trübung unserer Nachbarschaft zu vermeiden. Laß, ich bitte dich, dein Vieh künftig besser in Hut nehmen! Die Saat soll Brot werden. Wenn das Vieh sie abfrißt oder zertrampelt, wird das Brot des nächsten Jahres vernichtet."

Thrasager hört seinen Nachbarn ruhig an. Dann erwidert er langsam und bedächtig: „Du hast gut daran getan, daß du so freundlich mit mir redest. Wir sind Waffengefährten gewesen und wollen Kameraden bleiben. Aber mit Nachbarn darfst du mir nicht kommen. Nachbarn sind Nahbauern, ein Bauer aber bin ich nicht und will es auch nicht werden. Darum kann ich auch kein Nachbar sein. Alles Land ringsum ist Stammeseigentum. Eigenbesitz ist bäurisch und hindert das Waffentum. Mein Vieh kann weiden, wo es will. Grenzen gibt es für die Weide im Stammesgebiet nicht."

„Aber das ist ja kein Weideland, sondern Saat und Brotland."

„Das ist eben der Abfall, diese Wintersaat. Durch den Umbruch der Scholle ist dem Vieh das Weideland genommen worden. Da darfst du dich nicht wundern, wenn sich das Vieh sein Recht sucht und sich an der grünen Saat schadlos hält. An allem ist der Pflug schuld. Wir wollen Waffengefährten und Kameraden bleiben, aber keine Nachbarn."

Das ist Thrasagers letztes Wort.

Gunderik geht besorgt nach Hause. Er weiß sich keinen Rat. Mit Thrasager will er nicht in Streit geraten; dann mag eben die Saat zunichte gehen. Als er aber zu seinem Saatfelde kommt und die Sonne des Herbstes steht darüber, da geht sein Bauernherz vor Freude über. Es wächst. Nun steht er an dem abgefressenen und zertrampelten Stück. Es tut ihm im tiefsten Innern weh, wie solch Brotacker verwüstet ist. Nein, er kann nicht davon lassen, von seiner Ackersaat, und kann es auch nicht zulassen, daß das grünende Brot vernichtet wird, komme, was da wolle. Nur ist er sich nicht im klaren, was zu tun ist.

Als er zu Hause ankommt, sieht ihm sein Eheweib Helmtrudis gleich an, daß sein Gang erfolglos gewesen ist. Er muß berichten, was Thrasager gesagt hat und was er nun zu tun gedenke. Helmtrudis schüttelt besorgt mit dem Kopf. Das wird einen bösen Handel geben. Aber das Saatfeld darf man nicht verwüsten lassen. Da muß eben der Knecht Waiga Tag und Nacht Wache stehen und Thrasagers Vieh abwehren. Es trifft sich gut, daß dicht an dem Saatfelde ein tiefer Wassergraben entlang geht, der die Wasser der Höhe in das Weichseltal hinableitet und im Sommer oben meist trocken ist. An diesem Graben soll die Grenze sein. Waigas Aufgabe soll darin bestehen, das Vieh Thrasagers am Überschreiten des Grabens zu hindern. Waiga ist zwar klein und mißgestaltet, er wird allgemein der „krumme Waiga" gerufen, aber er ist flink und geschickt und dabei zuverlässig und treu.

Gunderik freut sich über den Rat seiner Eheliebsten und lacht: „Ihr Weiber wißt doch aus jeder Schlinge ein Herauskommen. Darin kann Thrasager nichts Böses finden, wenn sein Vieh vor dem Graben zurückbleiben muß. Ich werde Waiga noch ausdrücklich einschärfen, daß er Thrasagers Vieh keinen Schaden zufügt. Am besten wäre es, wenn er überhaupt keinen Hund mitnähme."

Sofort wird Waiga gerufen. Er wird ordentlich rot vor Stolz, als ihm Gunderik den Vertrauensposten gibt, und versichert, daß er diesen Dienst treu und gewissenhaft ausführen werde.

Pfeifend macht er sich an die Ausführung des Auftrages. Aus dem Gehölz und Gesträuch, das am Abhang wächst, baut er sich zwei Hütten an dem Graben, eine auf der Höhe und die andere im Grunde. In einer der Hütten hält er sich auf. Sobald das Vieh Thrasagers an den jenseitigen Grabenrand kommt und hinabklettern will, kommt er aus der Hütte herausgeschossen und scheucht es zurück. Er wechselt mit der Weise des Scheuchens und ersinnt immer wieder neues. Nach einigen Tagen ist das Vieh schon so verschüchtert, daß es bei Tage überhaupt nicht mehr an den Graben sich herangetraut und nur noch des Nachts hindurchzugehen wagt. Da erschreckt Waiga es aber durch einen Feuerbrand und durch schaurigen Lärm so, daß es in einem Lauf bis zum Lagerplatz der Thrasinge in der Tiefe des Weichseltales jagt.

Nun hat das Saatfeld Gunderiks Ruhe.

Thrasager aber hat durch seine Knechte von Waigas Künsten erfahren. Es wurmt ihn, daß ein Knecht, und noch dazu der „krumme Waiga", ihm ein Schnippchen geschlagen hat. So nimmt er eines schönen Nachmittags seinen Speer und schreitet dem Gundingsacker zu. Als er am Graben ankommt, sieht er Waiga vor seiner Hütte sitzen. Er ruft hinüber: „Ist es wahr, daß du mein Vieh hinderst zu weiden, wo es will?" Waiga antwortet: „Ich tue deinem Vieh nichts, habe es nicht geschlagen oder geschädigt, ich achte nur auf das Saatfeld meines Herrn." „Wie kommst du dazu", schreit Thrasager, durch diese Antwort erbost, „mein Vieh zu verscheuchen und zu verschüchtern, so daß es sich kaum noch auf das Feld hinaus getraut?" Waiga antwortet ruhig: „Mir ist die Hut des Saatfeldes von meinem Herrn anbefohlen worden. Meinem Herrn habe ich zu gehorchen, und meinen Dienst versehe ich treu und werde ihn immer gewissenhaft versehen." „Du wirst gleich sehen, wie lange du noch meinem Vieh unrecht tun kannst!", schreit Thrasager und ist mit mächtigem Satze über den Graben gesprungen. Ehe sich 's Waiga versieht, hat ihm Thrasager den Speer durch den Leib gejagt. Er ist sofort tot. Thrasager packt den entseelten Körper und wirft ihn in die Hütte. Dann geht er nach Hause und läßt von seinen Knechten das Vieh auf Gunderiks Saat treiben.

Durch den Lärm, den Thrasagers Knechte machen müssen, denn das Vieh will sich mit aller Gewalt nicht über den Graben treiben lassen, wird man in Gundingsacker aufmerksam. „Dem krummen Waiga muß etwas zugestoßen sein, sonst würde das Vieh der Thrasinge nicht so nahe weiden! Kommt, wir wollen nachsehen, was am Grenzgraben geschehen ist!" Als die Gundinge zur Hütte kommen, finden sie die Leiche Waigas vor. Sie nehmen sie mit und bringen sie auf den Hof. Gunderik steht wortlos an dem blutigen Leichnam seines Knechtes. Dann hebt er die Hand: „Du bist nur ein Knecht und bist ein schwächlicher und verachteter Mensch gewesen, aber du warst mir allezeit treu und hast diese Treue bis zum letzten Atemzuge und Blutstropfen bewährt. Dein Blut soll nicht ungerochen bleiben." Damit geht er ins Haus und holt seinen Speer. Ohne ein weiteres Wort zu sagen, schreitet er über die Höhe und ins Tal hinab, dem Wohnplatze der Thrasinge zu.

Vor dem Wohnwagen steht Thrasamir, ein Bruder Thrasagers. Gunderik fragt ihn: „Wo ist Thrasager?" Lässig antwortet Thrasamir,: „Ich bin nicht der Türhüter eines Bauernhauses, der in den Gemächern Bescheid weiß, wo die hohen Herrn zu sein geruhen."

„Dann gib die Antwort, wer meinen Knecht Waiga in meinem Dienst und auf meinem Grund und Boden erstochen hat!"

„Ei, seht, so kameradschaftlich seid ihr Bauern mit euren Knechten! Aber das ist eure Sache. Was geht mich der krumme Waiga an? Knecht zu Knecht!"

„Dafür sollst du einstehen, auf der Stelle! Des Knechtes Treue ist des Herrn Ehre."

Damit hoben beide die Speere. Gunderik ist der heftigere im Ansturm, wohl infolge seines ehrgekränkten Zornes, und stößt Thrasamir die Eisenspitze durch die Brust.

Den Wortwechsel hat Thrasager gehört, der im Innern des Wagens auf einem Bärenfell der Ruhe gepflogen hat. Er ergreift seinen Speer und springt vom Wagen herab. Kaum sieht er seinen Bruder blutend am Boden liegen, da stößt er, ohne ein Wort zu sagen, dem sich niederbeugenden Gunderik das Eisen in den Leib, daß die Spitze hinten herauskommt.

So hat der Boden an der Weichsel wieder dreimal Blut getrunken.

*

Fridubalth hat sofort, nachdem er Kunde von der dreifachen Bluttat erhalten hat, ein außerordentliches Thing geboten, damit nicht die Blutrache zwischen den Gundingen und Thrasingen noch weitere Blutopfer fordere. Er hat geglaubt, daß seine Stammesgenossen ihn einmütig in der Beilegung des Streitfalles unterstützen werden. Für den erschlagenen Knecht solle Thrasager ein geringes Wergeld geben, und die beiden Totschläge an Gunderik und Thrasamir sollen von den Sippen gegeneinander aufgerechnet werden. Aber Fridubalth hat sich getäuscht. Auf dem Thing bilden sich zwei Gruppen, die in ungefähr gleicher Stärke wider einander stehen. Der Zwist entbrennt über der Wertung des erschlagenen Knechtes. Die einen geben Gunderik recht, daß er für seinen Knecht, der ihm bis zum Tode treu war, eingetreten ist. Die anderen aber verweisen es ihm, daß er für einen Knecht den Speer erhoben habe. Eine Einigung läßt sich nicht erzielen. So läßt Fridubalth zunächst die Sache des Knechtes Waiga fallen und bemüht sich um die Einigung wegen der beiden getöteten Sippengenossen. Hier findet er eher Entgegenkommen. Thrasager ist bereit, seinen Bruder gegen Gunderik aufzurechnen. Die Gundinge lassen sich nach einigem Sträuben zu demselben Einverständnis bereit finden. Aber nur unter der Bedingung, daß sie für den erschlagenen Knecht Wergeld bekämen, diese Forderung seien sie ihrer Ehr schuldig.

Thrasager weist die Zahlung von Wergeld entschieden zurück. Er zahle überhaupt nur mit Schwert und Speer Wergeld, und gar für einen Knecht Wergeld zu zahlen sei eines wehrhaften Mannes ganz unwürdig.

So wird die Blutrache nicht vermieden werden können. Fridubalth beschwört zum letzten Male beide Seiten, um des lieben Friedens halber sich die Hand zu reichen. Aber beide Teile versteifen sich auf ihrem letzten Wort.

Still mit gebeugtem Haupt sitzt Fridubalth auf seinem Stuhl. Eine lange Stille liegt auf der ganzen Versammlung. Man hört nur die Blätter der Eiche leise rauschen. Mit einem Male springt ein rotes Eichhörnchen über den Platz und klettert flink an der Thingeiche empor.

Da gibt sich Fridubalth einen Ruck, steht auf und tut seinen Spruch: „Da ich für den Frieden der Gemarkung verantwortlich bin und Blut und Boden zu wahren habe, werde ich selber das Wergeld für das vergossene Blut des Knechtes, der Saat und Grenze treu gehütet hat, den Hundingen leisten. Das Thing ist geschlossen. Friede den Sippen!" Die ungeheure Spannung löst sich in erregtes Rufen. Waffenzusammenschlagen und Murren geht durcheinander.

Fridubalth achtet nicht darauf.

Da ruft Thrasager: An allem ist der Pflug schuldig. Die Wehr ist des Mannes Ehr. Alles Unheil kommt von der Seßhaftigkeit, vom Boden. Nun gebührt schon das Recht dem Knecht. Bald wird Mut und Blut, Gesinnung und Tun der Wandalen das Gebaren von Knechten sein. Ich erkläre, daß ich nichts mit solchem Wandalentum zu schaffen habe."

Fridubalth schweigt. Der Thingplatz leert sich. Thrasager und Fridubalth meiden einander. Ohne Gruß und Handreichen geht jeder seines Weges.

Wir singen!

Skizze von Lothar Noack.

Nach einem verwirrenden Gang durch die engen Straßen von Gent, der sandsteinernen Hauptstadt Ostflanderns, standen wir endlich vor dem berühmten Flügelaltar des mittelalterlichen Meisters. Eine alte Pförtnerin öffnete ihn, und seine Farbenpracht brach über uns herein. Gottvater, Maria, Adam und Eva, Heilige und weltliche Bürger blickten stumm auf uns herab. Einer der Wanderkameraden aber sagte: „Schaut auf die singenden Engel!"

Wir wandten unsere Augen auf das schmale Bild in der oberen linken Ecke des linken Flügels. Wir wußten nicht, warum wir unseren schweigenden Blick gleichsam sich festsaugen ließen an den acht Engeln, die unhörbar sangen. Vielleicht empfanden wir die Nähe dieser singenden Menschen zu uns Jungen.

Menschen Ostflanderns waren diese Engel. Wir dankten innerlich dem van Eyck, daß er sie nicht mit jenem unwahren Flügelpaar und dem ewiglächelnden Gesicht gemalt hatte. Auf ihre Schultern fiel das reiche, blonde Haar, mit wunderbar schönen Stirnreifen zusammengebunden. Ihre runden Antlitze hatten wir in den Gesichtern der flandrischen Mädchen schon gesehen. Solche roten und grünen Gewänder aus Samt trugen diese heute noch an Feiertagen.

Ein Kamerad flüsterte: „Ihre singenden Münder sind das Schönste am ganzen Altar". und wir gaben ihm recht. Es war kein Lispeln und kein Murmeln in diesen geöffneten Mündern, sondern ein kräftiges Schwingen der Lebensnähe und des freudigen Gesanges.

Auf unserer ganzen Fahrt durch Belgien, das wir Jungen marschierend durchquerten, dachten wir an den Gesang der Engel des alten Meisters. Wir wanderten durch Brabant und über die Maas nach Lüttich, und wir überschritten die Grenze mitten im Hohen Venn an einem stillen Sommerabend. Jenseits des Zollhauses marschierten wir auf der Landstraße nach Aachen.

„Singen!" rief unser Führer, und wir zuckten bei seinem Ruf, den wir in dem fremden Land drei Wochen lang nicht vernommen hatten, zusammen wie unter einem freudigen Schlag.

Eine Landsknechtsweise sangen wir. Rauh klangen unsere Stimmen in die hochhügelige Landschaft hinein. Unsere inneren Augen aber wandten sich klar bei den ersten Tönen noch einmal zurück zu den singenden Engeln des Genter Altars. Je kräftiger und härter wir sangen, um so mehr entschwanden sie uns, bis sie schließlich nur noch als eine Erinnerung in unseren Sinnen hafteten. Die Menschen Ostflanderns blieben mit ihnen hinter uns zurück. In einem kleinen Dorf, in eine kahle Hügelfalte der Hochfläche gebettet, sangen wir vor dem Hause des Schulzen, während die Eifelbauern pfeiferauchend um uns standen.

„Wir singen, weil wir froh sind", sagte unser Führer zu den Dörflern, „wir haben Schönes jenseits der Grenze gesehen, aber jetzt singen wir, weil wir wieder zu Hause sind und weil in uns das Leben ist."

Deutsche Einflüsse im alten Warschau.

Warschau ist in den letzten Jahren eine moderne Großstadt geworden, eine so moderne Stadt, daß der Ausländer oft enttäuscht ist, wenn er hoffte, eine östliche Stadt zu finden. Warschau ist dabei eine durch Geschichte und seine Bewohner so charakteristisch polnische Stadt, daß es ruhig auf fremde Einflüsse verweisen kann, ohne Gefahr zu laufen, sein Wesen zu gefährden. Wer würde sich scheuen zu sagen, daß Trier von Kaiser Augustus gegründet worden ist? Wer würde wagen zu behaupten, daß Trier deswegen keine deutsche Stadt ist? Die Scheu polnischer Forscher und Kunsthistoriker fremde und besonders deutsche Einflüsse im Werden Warschaus anzuerkennen, muß deshalb als unbegründet und unverständlich anmuten.

Gerade diese fremden Einflüsse können jedoch das Wesen einer Stadt interessant gestalten — wenigstens für den, der in den Zügen eines Stadtbildes zu lesen versteht wie in dem Gesicht eines Menschen.

*

Ich entsinne mich noch immer lebhaft meines ersten Besuches in Warschau. Auf dem Wege zum Schloß kommt man an der Siegismundsäule vorbei, die der Deutsche Daniel Thim 1644 geschaffen hat. Nachdem ich das Schloß besichtigt hatte, trat ich in eine der Altstadtgassen, die zur Kathedrale führt. Hinter der Kathedrale stehen in einem Winkel hohe und schmale Häuser, deren Fronten von Wein bewachsen sind. Es sind die Häuser der Domherren, die ebenso in Danzig stehen könnten. Ich entsinne mich genau, daß dieses Bild mir die gleiche Freude bereitete wie jene Kogge, als Flachrelief über einem Haustor in der Johannesstraße angebracht. Wie wirkten damals nachdem ich soviel von polnischer Geschichte und polnischen Bauten gesehen hatte, die Häuser des alten Marktplatzes? Woran erinnerte doch der Glockenturm der gothischen Marienkirche. Plötzlich war eine neue Note in die Melodie gekommen, die die Bauten Warschaus für jeden Fremden anstimmen.

Warschau war einstmals ein Fischerdorf an der Weichsel. Die masowischen Fürsten besaßen ein Schloß in der Nähe und um dieses besser schützen zu können, gründeten sie 1282 eine Stadt, die 1334 schon als deutschrechtliche Stadt in verschiedenen Urkunden erscheint. Nach der Gründung Culms durch den Deutschen Orden kam das Culmer Recht nach Masowien und unter seinem Schutz konnte sich die Stadt, die bereits im 14. Jahrhundert mit einer Mauer umgeben war, gut entwickeln. Die Stadt muß schon damals eine gewisse Bedeutung gehabt haben, da sie als Tagungsort für das Schiedsgericht bestimmt wurde, das in Gegenwart päpstlicher Gesandter zwischen dem Deutschen Ritterorden und Kazimir dem Großen zu entscheiden hatte. Der polnische Gelehrte Chlebowski sagt, daß im 14. Jahrhundert die Warschauer Bürgerschaft sich „vorwiegend aus Ausländern" zusammensetzte.

Der Einfluß der deutschen Einwanderung war ganz beträchtlich. Es entstanden damals jene Patrizierhäuser, die den Marktplatz umstehen, und ihm noch heute das Bild eines mittelalterlichen Marktes verleihen. Ein Brand hatte 1431 die Hälfte der Häuser am Markt vernichtet und in der Folge durften die Gebäude nur aus Stein errichtet werden.

Es waren deutsche Kaufleute und Handwerker, die sich in Warschau niederließen. Die schönen Patrizierhäuser haben trotz mancher Veränderungen im Laufe der Jahrhunderte ihren ehemaligen Charakter bewahrt. Die Lage der Altstadt dicht an der Weichsel führte dazu, daß die Stadt sich an dem Strom entlang entwickelte und daß der Kern des alten Warschau unberührt blieb. Daher der Eindruck, als ständen wir auf dem Platz einer mittelalterlichen Stadt, wenn wir heute auf den Markt kommen. In einer deutschen Stadt könnten das Portal und das Treppenhaus im Hause der Baryczków ebenso zu finden sein, wie wir es hier an der Weichsel vor uns sehen. Wie eigenartig berührt uns das schöne Fugger Haus. Vor 600 Jahren ist ein Fugger aus Augsburg ausgewandert und gründete hier in Warschau eine Weinhandlung. Wenn wir in den Hof treten, scheint es, als wenn wir nach Nürnberg versetzt wären. Die schmale Treppe im Hause, die Weinstuben mit den alten Stichen an den Wänden, sie erinnern an deutsche Patrizierhäuser. Und in den Häusern selbst machten sich die engen Beziehungen, die die Bürgerschaft mit dem Westen verband, ganz besonders in den zahlreich vorhandenen Danziger Möbeln bemerkbar.

Die Anlage des Marktplatzes selbst mit den rechtwinklig auslaufenden Straßen verweist lebhaft an den Charakter deutscher Stadtgründungen. Die schmiedeeisernen Gitter und Tore, die vielfach anzutreffen sind, erinnern an gute alte Handwerkskunst. Die Häuser waren früher sämtlich bunt bemalt. Im Laufe der letzten Jahrhunderte erhielten sie aber einen grauen Putz. Vor einigen Jahren hat man diesen Putz entfernen lassen und Warschauer Künstler beauftragt, die Häuser wieder mit bunten Malereien zu versehen. Die Künstler entledigten sich dieser Aufgabe mehr eigenwillig als charakteristisch für die mittelalterliche Entstehungszeit dieser Bauten. Die Buntheit allein macht es nicht, sondern es gehört ein großes Einfühlungsvermögen dazu, um das alte Stadtbild in neuen Farben wieder entstehen zu lassen. Der Stadtpräsident von Warschau hat zurzeit den Plan, die Häuser am alten Markt durch die Stadt aufkaufen zu lassen und sie verschiedenen Künstlergilden, Schriftsteller- und Gelehrten-Organisationen als Arbeits- und Geselligkeitsheime zu übergeben. So würde hier im ältesten Teile der polnischen Hauptstadt ein Künstler- und Gelehrtenviertel entstehen.

Doch zurück von diesen Zukunftsplänen in die Vergangenheit: Die bedeutendste aller mittelalterlichen Kirchen Warschaus ist die Kathedrale des Hl. Johann — eine gotische Kirche, die im 15. Jahrhundert erbaut wurde. Der Baumeister ist uns unbekannt, aber aus einem alten Dokument wissen wir, daß zwei Maurermeister aus Danzig, Peter Sommerfeld und Nikolaus Tyrold, 1473 beim Bau beschäftigt waren. Im 19. Jahrhundert wurde die Kirche einer gründlichen Renovierung unterzogen und erhielt dabei eine so veränderte Fassade, die lebhaft an englische Kirchen erinnert und sich merkwürdig von der altstädtischen Umgebung abhebt. In der Kirche aber befindet sich ein wertvolles Kreuz, das man Veit Stoß zuschreibt. Das Kreuz hat der Ratsherr Baryczka 1539 aus Nürnberg mitgebracht und der Kirche zum Geschenk gemacht.

Mannigfaltig war der deutsche Einfluß im alten Warschau: Der städtebauliche läßt sich ebensowenig übersehen wie der der eingewanderten Handwerker und Kaufleute. Die Verbindungen nach Süddeutschland waren lebhaft — aber die Einflüsse, die vom Norden her, besonders vom Deutschen Orden kamen, waren zweifellos die stärkeren.

Der Deutsche Orden trieb mit Masowien lebhaften Handel. Er kaufte Wälder zum Abholzen und lieh den Domherrn von Plock Geld. Es ist nicht verwunderlich, daß sich auch hier künstlerische Einflüsse von seiten des Ordens bemerkbar machten. Von den gotischen Kirchen ist wenig in Warschau erhalten geblieben. Was wir aber noch heute vorfinden, erinnert lebhaft an die Gotik des Ordens im Culmer Lande. Eine verblüffende Ähnlichkeit mit dem Turm der Bernhardiner-Garnison-Kirche in Bromberg weist z. B. der Glockenturm der Marienkirche in Warschau auf.

*

Warschau ist eine polnische Stadt, das wird gewiß niemand bezweifeln. Nur falsch verstandener Nationalstolz wird über historische Tatsachen hinweggehen. Kein geringerer als der polnische Dichter Prus war es, der 1901 in der „Gazeta Polska" schreibt: „Schämen wir uns nicht dessen, was wir der Fremde verdanken."